3 — 1898

Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Der Väter Schuld.

Von J. Piorkowska. (Fortsetzung.)

9.

Fünfzehn Jahre sind verstrichen seit jenem Tage, an dem Frau Hartwig mit Käthe zur Seite der Rückkehr ihres Mannes und ihrer Aeltesten harrte.

Wieder ist es Frühling; wieder erglänzt das frische Maigrün in hellem Sonnenschein, aber statt Frau Hartwigs einstiger schlanker Gestalt und dem fröhlichen Kinde befindet sich heute nur ein grauhaariger Mann im Garten — Franz Hartwig ist's. Die tiefgefurchte Stirn, die gebückte Haltung lassen ihn um zwanzig Jahre älter erscheinen, als er wirklich ist, wiewohl seine Gestalt noch Spuren der einstigen männlichen Kraft und Stärke zeigt.

Ganz in seine Arbeit vertieft, mit dem Beschneiden der Rosen beschäftigt, bemerkt er nicht den Fremden, der festen Schrittes direkt auf sein Häuschen zukommt.

Der Mann, seinem Ansehen nach ein Dreißiger, ist von stattlichem Wuchs, ein wenig über Mittelgröße und gut gekleidet. Das gebräunte Gesicht mit auffallend ernstem Ausdruck ist von dichtem dunkelbraunem Haar umrahmt.

An der Gartenthüre bleibt er stehen, sieht sich mit einer gewissen Aengstlichkeit nach allen Seiten um und fragt dann: „Wohnt Herr Franz Hartwig noch hier?“

Der Angerufene wendet den Kopf. „Jawohl, der bin ich selbst.“ Mit diesen Worten tritt er näher.

„Könnte ich Sie wohl auf ein paar Augenblicke allein sprechen?“

Hartwig öffnet die Thüre, während er den Gast neugierig mustert.

„Bitte, treten Sie näher — ich bin momentan ganz allein, meine Tochter ist zum Markt gegangen.“

Er führt den ihm völlig Fremden in das kleine saubere Zimmer, rückt ihm einen Stuhl hin und wartet nun neugierig, was jener ihm wohl zu sagen habe.

Gleichsam als Antwort auf Hartwigs fragenden Blick hebt der Fremde nach kurzem Schweigen an: „Wenn Sie hören, wer ich bin, werden Sie sich nicht mehr wundern, was mich zu Ihnen führt. Mein Name ist Lässig — Raimund Lässig.“

Bei Nennung dieses Namens zuckt Hartwig heftig zusammen, sein Gesicht wird totenbleich, und wie von Schrecken gelähmt, läßt er sich schwerfällig auf den nächsten Stuhl sinken.

Jener aber, von alledem nichts gewahrend, fährt ruhig fort: „Meine wiederholten Briefe an Sie blieben leider ohne Antwort; das ließ mich fürchten, Sie hätten die hiesige Gegend verlassen. Darum bin ich selbst hierhergekommen, zu hören, was aus Ihnen geworden ist. Es läßt mir keine Ruhe, bis ich das schwere Unrecht von ihm, der das in ihn gesetzte Vertrauen so bitter mißbrauchte, soweit dies in meiner Macht liegt, wieder gut gemacht habe.“

„Nein, nein,“ wehrte Hartwig mit einer eigentümlichen Hast, während er Lässigs Blick scheu mied, „ich mag nichts zurückerstattet haben — lassen Sie die ganze Geschichte vergeben und vergessen sein, das ist das beste!“

Der andere schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf.

„So können wohl Sie reden, der Sie nichts Unrechtes auf dem Herzen haben; anders aber verhält es sich bei mir. Habe ich nicht das Recht, für meinen Vater,“ — die heiße Glut stieg ihm bei Erwähnung in die Stirn — „für meinen Vater einzustehen? Bin ich auch nicht im stande, Ihnen und all den anderen zu ersetzen, was durch seine schlechte Verwaltung verloren ging, und Sie für all den dadurch verursachten Jammer und Kummer zu entschädigen, so kann und will ich doch wenigstens die Summe zurückerstatten, um die Sie damals thatsächlich gekommen sind.“

Er entnahm seiner Brieftasche ein Paket Banknoten und legte dasselbe auf den Tisch neben sich.

„Es sind dreißigtausend Mark — genau die Summe, die Sie seiner Zeit bei dem Zusammenbruch der Bank verloren.“

„Nein, nein,“ rief Hartwig und schob jenem mit nervöser Hast das Geld wieder zu, „nehmen Sie Ihr Geld! Ich mag es nicht, und . . . und lassen Sie mich in Ruhe!“

Befremdet schaute Lässig ihn an.

„Ich verstehe nicht; das Geld ist Ihr Eigentum. Wenn ich mit der Zurückerstattung desselben den Makel zu tilgen suche, der unglücklicherweise auf meinem Namen haftet, so haben Sie kein Recht, die Annahme zu verweigern. Keiner von all den andern hat sich auch nur eine Minute gesträubt, das Geld von mir zurückzunehmen — aus welchem Grunde wollen Sie das nicht auch?“

„Weil . . . weil . . . ich . . . ich habe ja keinen besonderen Grund,“ stammelte Hartwig verwirrt, „aber ich . . . ich brauche das Geld nicht und . . . bitte Sie, 's zurückzunehmen!“

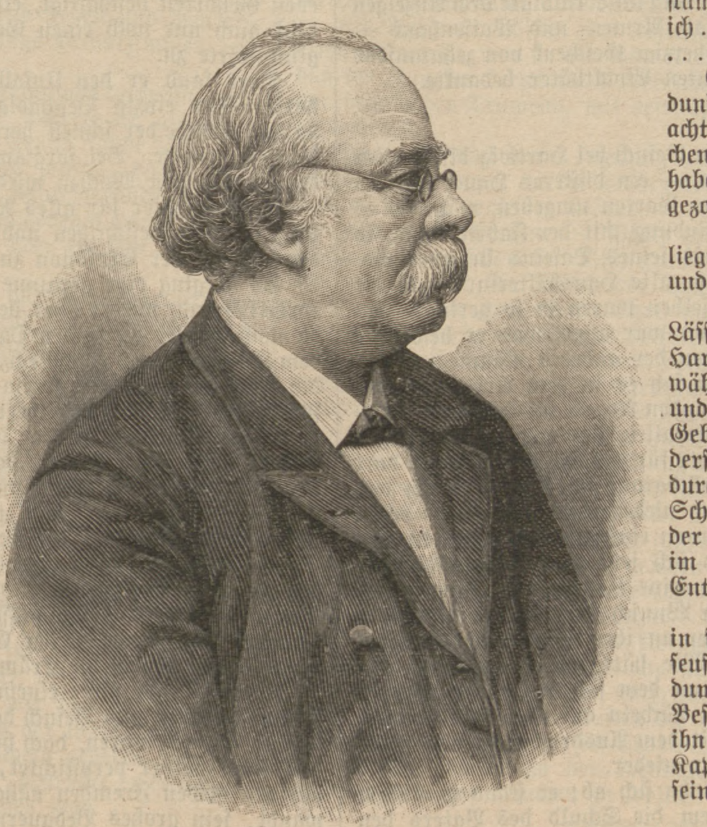
Eine tiefe Röte stieg Lässig in das dunkle Antlitz. „Wollen Sie mich verachten, beleidigen, um eines Verbrechens halber, das ich nicht begangen habe?“ rief er mit finster zusammengezogenen Brauen.

„O nein, auf mein Wort — nichts liegt mir ferner als das! Ich schätze und achte Sie hoch, aber —“

„So behalten Sie das Geld,“ fiel Lässig ihm ins Wort, und noch ehe Hartwig wußte, wie ihm geschah, während er nach den Banknoten griff und noch überlegte, wie er sie dem Geber wieder aufdrängen sollte, hatte derselbe das Zimmer verlassen und durcheilte den Garten mit so hastigen Schritten, daß der Zurückgebliebene, der an allen Gliedern zitterte, nicht im stande war, den sich so eilends Entfernenden einzuholen.

Mit umwölkter Stirn kehrte er in sein Häuschen zurück, sank schwer seufzend auf einen Stuhl und starrte dumpf brütend vor sich hin. Mit dem Besuche schien sich eine neue Last auf ihn gewälzt zu haben. Erst des alten Kapitäns Stimme weckte ihn aus seinen düsteren Gedanken.

„He, Hartwig, alter Freund, was schaut Ihr so melancholisch drein?



Professor W. H. v. Riehl †. (Mit Text.)

Ich glaubte, mit dem Haufen Gelde wäre auch schön Wetter und heller Sonnenschein bei Euch eingezogen!"

„Haufen Geld — was wißt Ihr davon?" murmelte Hartwig zwischen den Zähnen.

„Nun, selbst wenn ich das Geld nicht hier vor Euch auf dem Tische liegen sähe, wüßte ich, wer oben bei Euch war. Mich hat er auch ausbezahlt. Wahrlich, ein prächtiger, ein famoser Mensch — und die Güte selbst. Hat sich auch nach meinem Fritz erkundigt, sich erzählen lassen, wie es ihm bei Gebrüder Braun geht. Er hat sich seine Adresse aufgeschrieben und mir versprochen, den Jungen bald in Ostrau besuchen zu wollen. Ist das nicht liebenswürdig? Hätte wahrhaftig einen besseren Vater verdient. Möchte wohl wissen, was aus dem Betrüger geworden ist — der weilt vermutlich schon längst unter der Erde."

Hartwig wandte sich halb um, um einen ihm scheinbar im Weg stehenden Stuhl zur Seite zu schieben, benahm sich dabei aber so ungeschickt, daß der Stuhl laut krachend umfiel.

Etwas wie eine Verwünschung murmelnd meinte er: „Wieso? Wie kommt Ihr auf diese Vermutung?"

„Nun, sonst wäre er seit der fünfzehn Jahre doch schon 'mal wieder irgendwo aufgetaucht — er ist ja aber von jenem Unglückstage an vom Erdboden verschwunden, als hätte ihn der Teufelskeller verschlungen."

Hartwig hatte sich ein Glas Wasser eingeschenkt und wollte es eben zum Munde führen, als es seiner Hand entfiel und in tausend Splittern am Boden lag — wie ungeschickt er heute war.

„Sagt 'mal," fuhr der Kapitän in seiner treuherzigen Weise fort, „wie gedenkt Ihr denn das Geld anzulegen?"

„Das Geld? Das rühre ich nicht an," entgegnete Hartwig rauh.

„Das macht einem anderen weiß," lachte sein Freund, „wär't doch ein Narr, wenn Ihr dreißigtausend Mark brach liegen lassen wolltet — dreißigtausend Mark geben zum mindesten ja schon neunhundert Mark Zinsen — eine gute Beisteuer, Freund, meint Ihr nicht?"

„Was ich zu bezahlen habe, kann ich ohnedem bezahlen; wenn ich nur ein Dach über meinem Kopfe und keine Schulden habe, bin ich zufrieden — mehr brauche und mehr will ich nicht!" lautete Hartwigs heftige Antwort.

„Das ist thörichtes Gerede, mit dem Ihr es wohl auch nicht so ernst meint; übrigens — ah, da kommt Fräulein Käthe; was die wohl sagen wird, wenn sie Euch so reden hört."

Hastig griff ihr Vater nach den Banknoten und schob sie eilends in die Tasche.

„Kein Wort gegen sie! Sie braucht nichts davon zu wissen," sagte er in fast gebieterischem Ton.

Stohmann verwunderte sich über seines Freundes ungewohnte Heimlichkeit, wagte aber nicht, gegen den Wunsch desselben der ganzen Angelegenheit Käthe gegenüber auch nur mit einem Worte zu erwähnen.

Noch in derselben Woche konnte man im Lokalblatt drei Anzeigen lesen, laut welcher Krankenhospital, Armen- und Waisenhaus — eine jede Anstalt sich für das hochherzige Geschenk von zehntausend Mark öffentlich bei dem unbekannten Wohlthäter bedankte.

10.

Raimund Lässig war von seinem Besuch bei Hartwig direkt nach Ostrau in sein Heim zurückgekehrt — ein düsteres Haus, an drei Seiten von einem wenig gepflegten Garten umgeben, während es an der Rückseite in direkter Verbindung mit der Fabrik stand, in welcher ihr Besitzer die meiste Zeit seines Daseins in unermüdlicher Rührigkeit verbrachte. Eine alte Haushälterin sorgte für seine wenigen Bedürfnisse — dieselben waren ja so gering. Ein Schlafraum und sein Arbeitszimmer war alles, was er bewohnte — nur selten betrat sein Fuß einen der anderen Räume.

Und wie einfach, wie nüchtern sah es in dem Arbeitszimmer aus. Ringsum an den Wänden standen Regale mit Büchern angefüllt, der Tisch war mit Schreibmaterialien, Papieren und Zeitungen bedeckt — nichts für das Auge, nichts für das Herz. Und doch, dort nahe dem Fenster, daß das Licht voll darauf fiel, hing ein Bild, das Porträt einer sanften, von Sorgen niedergedrückten Frau, deren abgehärmte Gesichtszüge noch Spuren einstiger Schönheit trugen.

Diesem Bild wandte Raimund sich jetzt nach seiner Rückkehr von Zechdorf zuerst zu. Es stellte seine Mutter dar. Von jenem Unglückstage an war ihr innigster Wunsch gewesen, die von ihrem Gatten veruntreuten Gelder wieder an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurückzahlen zu können. Wie hätte es sie beglückt, den heutigen Tag erleben zu können, an dem sich dieser ihr höchster Wunsch erfüllt hatte — aber kein Lächeln auf dem Bilde dankte ihm für sein Bemühen — nur mit dem Ausdruck stummen Wehs schauten die dunklen Augen zu ihm nieder.

Schwer seufzend wandte der Sohn sich ab; er stand so einsam und freudlos in der Welt, seitdem die Schuld des Vaters den lebensfrischen, heiteren, strebsamen Jüngling in einen ernsten, verschlossenen, strengen Mann umgewandelt hatte. Bei dem ihm angeborenen Stolz glaubte er sich um seines Vaters willen von aller Welt verachtet, das machte ihn empfindlich und oft hart und grausam in seinem Urteil.

Tiefste Bitterkeit erfüllte ihn, als er nach seines Vaters Verschwinden gezwungen war, seine Studien aufzugeben und sich einen Verdienst zu suchen, um sich und seine arme Mutter vor Hunger zu schützen. Ein Bruder derselben, ein strenger, selbstsüchtiger Mann, bot ihm eine ziemlich untergeordnete Stellung in seiner Fabrik an, und gewährte außer einem geringen Gehalt der Schwester und Schwestersohn ein Unterkommen in seinem großen ungastlichen Hause.

Der Vorschlag wurde angenommen, und Raimund zeigte sich als ein fleißiger gewissenhafter Arbeiter, wiewohl er, der mit Leib und Seele bei seinen Studien gewesen war, seiner jetzigen Thätigkeit wenig Geschmack abgewinnen konnte. —

Der Sohn seines Onkels sollte dermaleinst die Fabrik übernehmen, das Schicksal aber fügte es anders. Ein jäher Tod ereilte den jungen Mann auf einer Studienreise, und Raimund, als nunmehr nächster und einziger Verwandter seines Onkels, ward, als auch dieser fünf Jahre später starb, der Erbe von dessen Fabrik und ganzem übrigen Besitztum.

Damit leuchtete der erste Hoffnungsschimmer auf, des Vaters Unrecht möglichst wieder auszugleichen — daß die Mutter nun nicht Zeugin der Erfüllung beider höchsten Wunsches sein konnte, raubte ihm die ganze Freude daran. Ja, wie er sich jetzt von dem Bilde abwandte und an seinen Schreibtisch setzte, überkam ihn eine seltsame Traurigkeit. Bisher hatte er doch ein Ziel vor Augen gehabt, dem er mit aller Energie zugestrebt hatte, aber jetzt mit der letzten Zahlung war dieses Ziel erreicht.

Was nun? Jetzt lag sein Leben gleich einer einsamen, öden Wüste vor ihm.

Draußen lächelte die Frühlingssonne, Feld und Wald erglänzte in frischem Grün, die ganze Natur atmete neues Leben, neue Freudigkeit, nur für ihn waren die Freuden des Lebens erschöpft, da er sie noch kaum gekostet hatte.

Ganz vertieft in seine trüben, bitteren Gedanken, überhörte er die hastigen Schritte, vernahm er nicht das ungeduldige Klopfen an seiner Thüre; erst als dieselbe ungestüm aufgerissen wurde und die Haushälterin atemlos und keuchend eintrat, fragte er, ohne den Kopf nach ihr zu wenden: „Was giebt's?"

„Ach, Herr, drüben in der Fabrik ist ein Unglück geschehen — in der Gießerei irgend etwas in die Luft geflogen — ein Arbeiter ist schwer verletzt —"

Raimund hörte nicht weiter — im Nu war er wieder der thatkräftige Mann — er sprang auf und eilte nach der Fabrik.

Er war sich schwach bewußt, beim Durchschreiten des Hofes daselbst zwei Damen stehen zu sehen, doch viel zu sehr mit dem eben Gehörten beschäftigt, eilte er, ohne diesem ungewohnten Anblick auch nur noch einen Gedanken zu schenken, schnell der Unglücksstätte zu.

Dort fand er den Unfall weniger schlimm, als er gefürchtet hatte. Der einzig Beschädigte hatte mehrere Brandwunden erhalten, welche der schnell herzukommende Arzt als keineswegs gefährlich erkärte. Bei sorgsamer Pflege hoffe er den Verunglückten binnen wenigen Wochen wieder völlig hergestellt zu sehen.

Nachdem hier für alles Nötige gesorgt war, ging Raimund die Unglücksstelle besichtigen und mit mehreren Sachverständigen nach der Ursache der Explosion zu forschen. —

So verging eine geraume Zeit, bis er, nach seinem Wohnhaus zurückkehrend, wieder über den Hof kam. Wie erstaunte er, als er da noch immer die beiden Damen von vorhin erblickte. Die ältere, dem Aussehen nach eine Sechzigerin, saß, sich ein Riechfläschchen vor die Nase haltend, auf einem Haufen aufgeschichteter Bretter und sprach im Flüsterton mit ihrer Begleiterin. Dieselbe hatte den Kopf so tief herabgebeugt zu der neben ihr Sitzenden, daß Raimund ihr Gesicht nicht sehen konnte, doch die schlanke, schön gebaute Gestalt ließ auf Jugend schließen, und die kleine Hand, von welcher der Handschuh abgestreift war und die den spitzenbezogenen Sonnenschirm gemächlich hin- und herdrehte, war von auffallender Weiße.

„Die Damen waren zugegen, als das Unglück geschah," erklärte der Raimund begleitende Arbeiter auf dessen fragenden Blick; „sie kamen mit einem Erlaubnisschein, die Fabrik zu besichtigen und befanden sich gerade in der Gießerei. Ich dachte wahrhaftig, die ältere Dame würde in Krämpfe fallen."

Raimund, der öfter einem Kunden oder Geschäftsfreund einen Erlaubnisschein zum Besuch der Fabrik ausstellte, hatte keine Idee, wer die Damen waren, doch hielt er sich nach dem eben Geschehenen höflichkeitshalber verpflichtet, sie nicht ganz zu ignorieren, und sich den beiden Fremden nähernd, drückte er, zu der Aelteren gewandt, sein großes Bedauern aus über den Schrecken, den der Unfall ihnen verursacht haben müsse.

„Ach ja, es war entsetzlich!“ erwiderte die Kommerzienrätin Stolzing — denn sie und keine andere war es — „wie die mächtige Feuersäule gegen uns schlug, glaubte ich wahrhaftig, es wäre um uns geschehen —“

Und wie überwältigt von der Erinnerung an das Schreckliche nahm sie von neuem Zuflucht zu ihrem Riechfläschchen.

„Und der schaudervolle Anblick des Verunglückten,“ fuhr sie in der nächsten Minute fort, „daß die Leute auch so rücksichtslos waren und ihn dicht an uns vorübertrugen!“

„Der arme Mann! Was sagt der Arzt?“ klang da eine unendlich weiche Stimme an Raimunds Ohr; und den Kopf wendend, begegnete sein Blick einem feingeschnittenen jugendlichen Gesicht mit tiefblauen Augen, zartgeröteten Wangen und weißer Stirn, über welche sich eine glänzende Fülle goldblockiger Haare kräuselte.

Leicht verwirrt von dieser ihm gänzlich unerwarteten liebreizenden Erscheinung verging eine halbe Minute, ehe Raimund antwortete: „Gott sei Dank giebt der Arzt alle Hoffnung, ihn binnen wenigen Wochen wieder völlig herzustellen. Aber tüchtige Schmerzen wird der Arme wohl durchzumachen haben!“

„Wie traurig! Hoffentlich findet er beste Pflege. Mama, was meinst Du, wenn wir ...“ und sich zu der älteren Dame niederbeugend, flüsterte sie derselben den Schluß des Satzes leis ins Ohr.

„Das ist nicht nötig, meine Liebe, es wird ihm auch ohnedem an nichts fehlen — ich habe ohnedies nur ein einziges Goldstück bei mir und das brauche ich, um mir bei Souard im Vorüberfahren wieder ein Flacon von dem Pariser Riechsalz mitzunehmen — das einzige, das meinem armen Kopfe gut thut.“

„Ich habe etwas Geld bei mir, Mama,“ sagte Charlotte und hatte ihre Börse auch schon in der Hand, „ich gäbe dem armen Manne gar zu gern eine Kleinigkeit, wenn ich wüßte, daß ich ihm damit irgend welche Erleichterung verschaffen könnte,“ wandte sie sich zu Raimund, und dieser, leicht verwirrt, erwiderte, sich dankend verneigend: „Sehr liebenswürdig von Ihnen, aber Sie können versichert sein, daß der Besitzer der Fabrik es an nichts fehlen lassen wird.“

„Wo nur unser Wagen bleibt?“ seufzte die Kommerzienrätin; „o nein, ich danke,“ fuhr sie, auf Raimunds Anerbieten, wie er den Damen irgend behilflich sein könnte, fort, „wir schickten den Wagen fort, weil, wie es hieß, die Besichtigung der Fabrik ein bis zwei Stunden dauern würde, nach dem Geschehenen ist mir aber alle Lust daran vergangen. Ich habe nun meinen Gatten geschickt, den Wagen schnell herzubeordern — aber wie gewöhnlich wird er ihn gerade da suchen, wo er nicht ist, und wir können inzwischen eine Stunde lang in Kälte und Zug hier stehen!“

Raimund, dessen Augen immer wieder zu der reizenden jungen Dame schweiften, hörte nur mit halbem Ohre auf der Kommerzienrätin Rede, hatte aber glücklicherweise so viel von dem Schlußsatz vernommen, daß er den Damen anbot, mit in sein Bureau zu kommen und da die Rückkehr des Wagens abzuwarten.

Das wurde dankbar angenommen; doch als Raimund die Thüre öffnend die Damen einzutreten bat, blieb die Kommerzienrätin, als ihr Blick auf das Messingschild fiel, zögernd stehen und bemerkte lächelnd: „Wie ich sehe, ist dies Herrn Lässigs Privatzimmer, und ich weiß, er liebt Besuche nicht.“

„Er wird nichts dagegen haben,“ lautete Raimunds kurze Antwort.

„Welch kaltes, unfreundliches Zimmer,“ äußerte sie, als sie darauf eintretend, sich erschöpft auf einen Stuhl sinken ließ.

Ja, das Zimmer war allerdings etwas dunkel, das Fenster klein und das Licht durch das anstoßende Fabrikgebäude sehr gedämpft. Raimund selbst hatte das oft unangenehm empfunden — aber gerade jetzt, in diesem Augenblick, kam es ihm sonniger, freundlicher vor.

„Ja, recht geschäftsmäßig sieht es aus,“ pflichtete Charlotte mit einem lebhaften Blick ringsum ihr bei, „und die trübselige Aussicht! Diese hohe kahle Mauer läßt wohl kaum ein Stückchen blauen Himmel hier durchscheinen.“ — Sie trat näher an das Fenster heran. „Ein winzig kleines Stückchen,“ fuhr sie in mitleidigem Tone fort, „wie traurig, in so düsterem Hause existieren zu müssen!“

Wehmütig zuckte es um Raimunds Lippen.

Jetzt nahm auch Charlotte auf einem der Stühle Platz und schaute halb interesselos um sich. Offenbar hielten die beiden Damen sich nicht für verpflichtet, sich mit ihrem Begleiter in eine lebhaftere Unterhaltung einzulassen, und Raimund war zu wenig Weltmann, als daß ihm die Rede so leicht von den Lippen geflossen wäre.

Eben überlegend, welches Thema er anschlagen sollte, wurde ihm dadurch aus seiner momentanen Verlegenheit geholfen, daß einer seiner Leute kam und meldete, der Wagen für die Damen sei da.

Wie Raimund denselben in den Hof folgte, erkannte er in dem die Damen Erwartenden Herrn Stolzing, mit dem er öfter geschäftlich in Berührung gekommen war, und der ihn kürzlich, wie er sich jetzt erinnerte, um einen Erlaubnisschein gebeten hatte.

„Ah, Herr Kommerzienrat, wie geht's?“ begrüßte er denselben herzlicher, als dies bisher je der Fall gewesen war.

„Freue mich, Sie zu sehen, Herr Lässig,“ gab dieser, dem Fabrikherrn zwei Finger hinstreckend, was bei dem Kommerzienrat schon ein großes Entgegenkommen bedeutete, zurück.

„Herr Lässig!“ rief seine Ehehälfte mit ungekünstelter Ueberraschung, „wir hatten ja keine Ahnung, daß wir das Vergnügen hatten, mit Herrn Lässig selbst zu reden! Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen als seine Gattin,“ — mit einer Handbewegung nach dem Kommerzienrat, — „und diese als meine Tochter vorstelle.“

Darauf erging sie sich in eine Flut überschwenglicher Dankesworte; und als ihr Gatte zum Fortfahren drängte, da er um vier Uhr ein Rendezvous habe, versäumte sie nicht, Herrn Lässig zu bitten, ihnen bald die Freude seines Besuchs zu teil werden zu lassen.

„Ich gehe nie in Gesellschaft,“ erwiderte Raimund mechanisch; es war das auf jede derartige Aufforderung seine stereotype Antwort, doch kaum war dieselbe heute über seine Lippen, so hatte er sie auch schon bereut.

„O, dergleichen Entschuldigungen lasse ich nicht gelten! Nein, nein, Sie müssen uns gleich einen Tag bestimmen, an welchem wir Sie erwarten dürfen. Wie wäre es — übermorgen sehen wir einige Freunde bei uns — wenn Sie uns da auch das Vergnügen machten? Bitte, keine Gegenrede — übermorgen abend um acht Uhr auf Wiedersehen.“

Raimund verbeugte sich lächelnd. „Sehr freundlich. Wenn Sie wünschen, werde ich kommen.“

Die Kommerzienrätin war nicht wenig stolz auf die, wie sie wußte, außergewöhnliche Zusage des als ebenso reich wie in seinen Anschauungen und seiner Lebensweise als ziemlich wunderlich bekannten Mannes.

Während der langen Heimfahrt wurde derselbe lebhaft besprochen.

Der Kommerzienrat wußte betreffs seiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit und der geradezu sonderbaren Promptheit im Bezahlen Wunderdinge zu erzählen. „Geld,“ sagte er, „spielt gar keine Rolle bei ihm, das ist, wie wenn es kleine Steinchen wären; so hat er z. B. neulich achtmalhunderttausend Mark bezahlt, ohne überhaupt dazu verpflichtet zu sein.“

Darauf erzählte er von der Veruntreuung von Raimunds Vater.

Charlotte beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung. Sie spielte mit der Quaste am Sonnenschirm und blickte sinnend vor sich hin; ihrem ganzen Mienenspiel aber sah man an, daß sie mit ihren Gedanken vollständig bei dem Gespräch der beiden anderen war.

Charlotte zählte gerade einundzwanzig Jahre. Sie hatte gehalten, was sie als Kind zu werden versprach und zählte jetzt unter den jungen Damen der Stadt zu den gefeiertsten Schönheiten. Umsomehr war es zu verwundern, daß sie noch unverheiratet war. Doch als gelehrige Schülerin ihrer Adoptivmutter war auch sie der Meinung, bezüglich ihres Zukünftigen hohe Ansprüche machen zu können; so hatte bisher noch keiner Gnade vor ihren Augen gefunden — anders wäre es vielleicht gewesen, hätte ihr Herz eine Stimme mit dabei gehabt — das war aber bisher noch frei. Sie war wohl weltlich, oberflächlich, aber durchaus gutmütig und nicht ohne Herz.

Als Raimund Lässig zum erstenmal im Stolzing'schen Hause erwartet wurde, war sie mit ihrer Toilette so schwer zu befriedigen, daß die Jungfer verwundert dreinschaute. Endlich aber stand sie vor dem hohen Trumeau, mit befriedigtem Lächeln ihr Spiegelbild betrachtend.

Raimund selbst hatte tagelang zuvor immer nur mit einem gewissen Unbehagen an die bevorstehende Gesellschaft gedacht, und nun er sich in derselben befand — es war nur ein kleiner Kreis von zehn, zwölf Personen — fühlte er sich da so wenig an seinem Platze, daß er schon bei Tisch große Lust verspürte, sich so bald als möglich nach Aufhebung der Tafel zu empfehlen.

Er hatte die zweifelhafte Ehre, während des Essens Frau von Varny zu unterhalten, eine adelsstolze, ältere Dame, die über das noch immer Ledigsein ihrer nun bereits sechsundzwanzigjährigen wenig hübschen und wenig interessanten Tochter Isabella etwas verbittert und schroff in ihren Ansichten war. —

Zu seiner Freude ward ihm hierfür nach Tische volle Entschädigung durch eine lange Unterhaltung mit Charlotte, an deren heute geradezu bestrickendem Aeußern er sich gar nicht satt sehen konnte.

Sie plauderten von tausenderlei Dingen — war es Charlotte doch, als kenne sie den ernsten jungen Mann, den sie erst vor wenig Tagen zum erstenmal gesehen hatte, schon seit Jahren. Schließlich brachte sie die Unterhaltung auch auf den demnächst stattfindenden Wohlthätigkeitsbazar. War Raimund auch durchaus kein Freund von derartigen Arrangements — „denn,“ meinte er, „die Mildthätigkeit ist schon an sich eine Freude, die nicht noch durch ein zweites Vergnügen unterstützt zu werden braucht, um dessen nicht unbedeutende Kosten die Unterstützenden doch gekürzt werden“ — so versicherte sich Charlotte doch seines Versprechens, am Freitag, wo sie zu den freiwilligen Verkäuferinnen zählen würde, den Bazar besuchen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenlos.

Novelle von E. Hainberg.

(Schluß.)

Die beiden Frauen lebten weiter wie vordem. Die Blinde, nachdem sie eine Zeitlang ungemein mild und liebevoll gegen Hedwig gewesen, war wieder in ihre alte Unzufriedenheit und Bitterkeit verfallen, sich selbst und Hedwig das ohnehin traurige Los noch schwerer machend. Sie tadelte Hedwigs stillen Kummer; sie wollte, Hedwig sollte heiter sein, sollte sich nicht in ein Leid versenken, das doch in Wirklichkeit kaum eins zu nennen sei.

Diesen Ausbrüchen einer selbstsüchtigen Laune folgten dann wieder Augenblicke größter Zärtlichkeit. Hedwig ertrug diese wechselvolle Stimmung mit ziemlicher Fassung, sie sagte sich immer aufs neue, die Mutter sei eine Kranke, und mit Kranken müsse man Geduld haben. Sie hatte Doktor Stein geschrieben, und ihn gebeten, sich in das Unabänderliche zu fügen und nicht weiter mit Bitten in sie zu dringen. „Ich kann nicht anders, Max, ich würde keine ruhige Stunde an Deiner Seite haben, wüßte ich die Mutter unglücklich und verlassen, und dadurch würde ich Dein und mein Glück vernichten. Auch ich muß ja das Ansinnen, das meine Mutter mir stellte, Eigensinn und Egoismus nennen. Aber, es ist meine Mutter, Max. Und sie ist grenzenlos unglücklich! — So lebe denn wohl, Du einzig Geliebter! Gott gebe, daß Du bald derjenigen begegnen möchtest, welche Dir eine beglückendere Lebensgefährtin sein wird, als ich es unter den obwaltenden Verhältnissen sein könnte. Und erfahre ich dies, dann will ich Tag und Nacht für euer beider Glück beten.

Hedwig.“

Seit dieser Zeit hatten die Liebenden nichts von einander vernommen. Max hatte sich schweren Herzens Hedwigs Wunsch gefügt, einsehend, daß hier wirklich nichts zu ändern sei. Er hatte mit verstärktem Eifer sich seinem Beruf hingegeben, um in unablässiger Thätigkeit den tiefen Kummer, den ihm Hedwigs Absage bereitet, zu überwinden.

„Siehst Du,“ sagte die Blinde, „wie leicht sich Doktor Stein in eine Trennung von Dir findet. Nicht den leisesten Versuch macht er, Dich umzustimmen. O, glaube mir, Hedwig, Du wärest nicht glücklich an seiner Seite geworden. Er hat Dich nicht so geliebt, wie Du es verdienst.“



Das Anzengruber-Denkmal auf dem Wiener Centralfriedhof. (Mit Text.)

Modelliert von Johann Scherpe.

Hedwig litt furchtbar. Sie konnte alles ertragen, Tadel und Vorwürfe, sobald sie ihre eigene Person betrafen, aber, nun der Geliebte angegriffen wurde, welcher doch ebenso wie sie selbst unter der Trennung litt, und nur schwieg, weil sie es verlangte, da bäumte sich alles in ihr auf, sie hatte Mühe, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren, um der Mutter nicht das ganze Leid und die ganze Qual, welche diese über die beiden Liebenden verhängt hatte, entgegen zu halten. Aber sie bezwang sich und schwieg. Nie kam des Geliebten Name über ihre Lippen, aber im stillen Schrein ihres Herzens, da lebte er unvergänglich fort und es dauerte lange, lange Jahre, bis sie den Schmerz, ihn verloren zu haben, überwand. — —

Noch einmal wurde die Wunde aufgerissen mit all ihren brennenden Schmerzen. — Das war, als die Kunde sie traf, Doktor Stein sei einer Typhus-Epidemie erlegen. Wie das wühlte und schmerzte, ihn nicht noch einmal gesehen, nur noch einmal ein liebendes Wort zu ihm geredet zu haben!

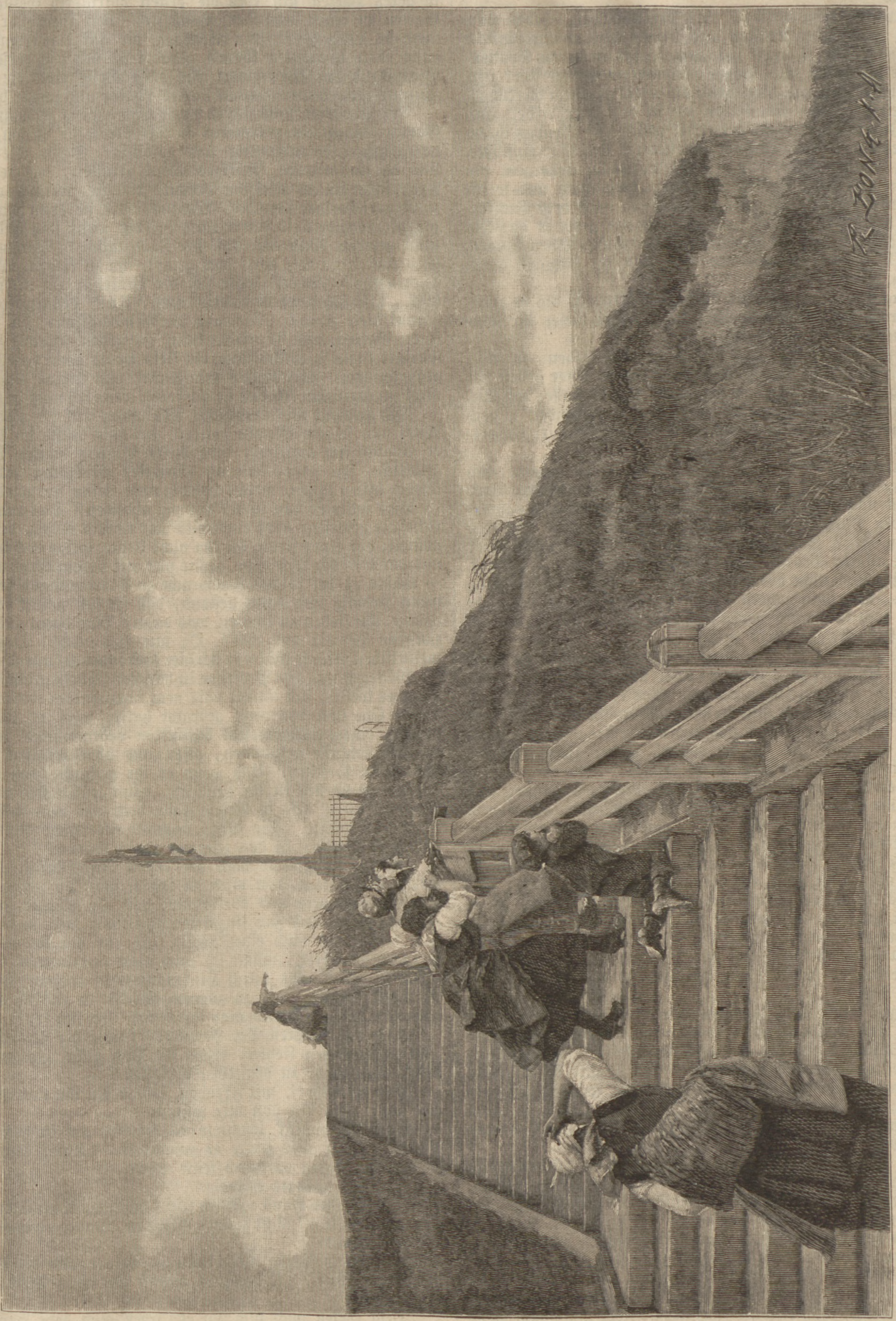
Und während der Schmerz um den Dahingeschiedenen in ihr tobte, meinte die Mutter mit einer gewissen Genugthuung:

„Sieh, wie gut es ist, daß Du Doktor Stein nicht geheiratet hast; jetzt stündest Du auch einsam, wer weiß mit welchen Sorgen kämpfend! So suchte die Blinde Hedwigs Verzicht auf den Geliebten als ein Glück für diese hinzustellen, während Hedwigs Herz blutete unter dem Weh, das dieser Verzicht ihr geschlagen.

Jahre kamen und vergingen, im gleichmäßigen Wechsel der Tage, in ununterbrochenem Kampfe mit den Forderungen des Daseins. — Hedwig hatte bereits die Mitte der Dreißig überschritten, sie sah müde und abgehärmt aus, war aber zugleich von rührender Anmut in ihrer treuen Fürsorge für die Mutter. Sie hatte sich so an das einförmige Leben gewöhnt, daß sie gar keinen Wechsel mehr wünschte. Ihr einziger Wunsch war, daß ihr die Mutter noch recht lange erhalten blieb, denn ging diese dahin, für wen lebte sie dann? In Liebe und Hingebung für die Blinde ging ihr ganzes Sein auf.

Doch die Zeit, wo Hedwig ganz allein sein würde, sollte nicht allzu fern sein. Zu dem unheilbaren Augenleiden gesellte sich noch eine andere schmerzliche Krankheit, so daß die arme Dulderin nur noch ihr baldiges Ende als Wohlthat von Gott erflehte. So sehr Hedwig die Vorstellung, nun auch der Mutterliebe entbehren zu müssen, mit trostlosem Kummer erfüllte, mußte sie doch zuletzt

einsehen, daß hier der Tod nur Erlöser von trostloser Erdenqual sein könnte, und sie mußte dem Himmel dankbar sein, als der Tod seine milden Schwingen über die Leidende breitete.



Boot in Sicht! Von E. Adan. Photographieverlag von Ad. Braun & Co. in Paris und Dornach i. E. (Mit Text.)

Jetzt kam ein dumpfer Schmerz über Hedwig, der sie nur mechanisch das thun ließ, was die Pflicht gegen die Tote erforderte.

Dann als die teure Tote der Erde übergeben war, und die grenzenlose Oede und Leere ihres Daseins ihr zum Bewußtsein kam, da sagte sie sich: Nur Arbeit, menschliche Arbeit, vermag dich vor Verzweiflung zu retten. Zwar konnte auch die angestrengteste Thätigkeit nicht verhindern, daß ihr Verlust ihr immer deutlicher vor Augen schwebte, aber es lenkte sie doch ab, und führte ihr Interesse wieder mehr und mehr andern Gegenständen zu.

So vergingen wiederum einige Jahre. Hedwig lebte still und zurückgezogen, wie früher. Sie hatte jetzt zwar einigen Anschluß

an frühere Freundinnen gewonnen, aber was wollten diese zeitweiligen Besuche besagen gegen die ganze lange Oede der Tage. So lange Hedwig gesund blieb, ging dies noch. Als aber mehrmals Krankheit sie wochenlang an das Lager fesselte, da fühlte sie die ganze Verlassenheit des alleinstehenden Weibes, dessen Mittel knapp bemessen sind.

Doch auch dies ging vorüber. Als die Krankheit gehoben war, ging Hedwig mit frischen Kräften und neuem Mut an ihre tägliche Arbeit. Vom frühen Morgen bis zum letzten sinkenden Sonnenstrahl saß sie an ihrem mit Rosen geschmückten Fenster über ihre kunstvolle Stickerei gebeugt, hier Stich um Stich zu einem wirkungsvollen Ganzen formend. So selten sah sie von ihrer Arbeit auf, daß sie das Interesse gar nicht bemerkte, welches sie offenbar ihrem Gegenüber, einem seit drei Jahren verwitweten Professor einflößte. Stundenlang konnte dieser, von der Gardine halb verborgen, am Fenster stehen und seine fleißige Nachbarin beobachten und so oft er sein Zimmer betrat, war sein erster Gang nach dem Fenster; ein Buch in der Hand haltend, war er scheinbar ganz in dasselbe vertieft, obgleich ein genauer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß innerhalb einer halben Stunde auch nicht ein einziges Blatt umgeschlagen wurde.

Eines Tages war Hedwig aufs äußerste überrascht, als sie einen Brief des Professors in Händen hielt, in welchem dieser ihr seine stille Neigung gestand und um ihre Hand warb.

„Ich weiß," schrieb er, „daß Sie mich nicht lieben, ja nicht lieben können, denn Sie kennen mich wohl kaum. Aber geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen öfter zu begegnen, und ich hoffe, daß Sie, wenn auch nicht jene Liebe, welche junge Herzen verbindet, so doch jenes Vertrauen zu mir fassen können, daß ein gemeinsamer Lebensweg doch ein beglückender für uns werden könnte."

Hedwig überlegte. Sie hatte bisher nicht daran gedacht, sich in ihren vorgeschrittenen Lebensjahren noch zu vermählen. Aber hatte sie nicht nach einer Seele gedürstet, die sie lieben, die ihrem einsamen Leben Inhalt und Wert geben könnte? War dies eine Schickung von oben? Sollte, durfte sie diese Lösung zurückweisen? Zwar stiegen allerlei Bedenken gegen diese späte Heirat in ihr auf. Doch sollte sich dies nicht überwinden lassen, war es nicht möglich, einem Mann, den man achten mußte, auch diejenige Liebe zu schenken, die doch immerhin vorhanden sein mußte, um ein treues, duldsames, pflichteifriges Weib zu sein?

Lange, lange dachte sie über diese Fragen nach, ohne zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen. Aber sie gedachte auch ihres einsamen, freud- und zwecklosen Lebens. War es da am Ende nicht Pflicht, die Gelegenheit, die sich ihr bot, und anscheinend alle Vorteile für sich hatte, zu ergreifen und diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen? Ja, ja, sie wollte! Lieber alles ertragen, als länger die Oede dieses Alleinseins.

Hedwig schrieb dem Professor also im günstigen Sinne, und dieser schlug ihr vor, einer Einladung seiner Schwester, einer Frau Doktor Erlanger, zu folgen, woselbst sie sich beide zum erstenmale sprechen wollten. So geschah es denn auch, und Hedwig fand in dem Professor einen Mann von gefälligem Wesen, gemessen in seiner Rede, aber nicht ohne eine gewisse Liebenswürdigkeit. Besonderes, was ihr widerwärtig, oder abmahnend geschienen hätte, fand sie nicht an ihm. So gab sie ihr Jawort, weder mit hochgespannten Erwartungen, noch mit voreiligen Versicherungen, aber doch mit dem festen Vorsatz, dem Manne, dem sie die Hand zum späten Bunde reichen wollte, eine pflichttreue, aufopferungsvolle Gefährtin zu sein.

Die Hochzeit fand nach wenigen Wochen statt, und Hedwig fühlte sich in dem neuen Heim, in dem wohl eingerichteten Haushalt, der ziemliche Ansprüche an eine umsichtige, hausfrauliche Thätigkeit stellte, wohl und zufrieden. — Es machte sie glücklich, wenn des Gatten Lieblingsspeisen mittags wohl geraten auf dem Tisch standen, und ein feines Rot der Befriedigung stieg in ihren hübschen Zügen auf, wenn ein anerkennendes Wort ihres Gatten ihr Beifall zollte.

Das ging so eine Zeitlang ganz zu gegenseitiger Zufriedenheit; da auf einmal trat eine Aenderung ohne sichtbare äußere Veranlassung in diesem befriedigenden Verhältnisse ein. Hedwig war eine zurückhaltende Natur. Sie ließ es nie an der schuldigen Aufmerksamkeit gegen den Gatten fehlen, aber das waren Aufmerksamkeiten, die eine jede Fremde auch erweisen konnte. Der Professor aber meinte, Hedwig könne sich doch nunmehr als liebende Frau zeigen, daß aber hier jede, auch die kleinste Annäherung ausblieb, verdroß ihn endlich; auch er wurde zurückhaltender und nahm mehr ein abwartendes, ja zuletzt kühles Wesen an. Und Hedwig, von dem veränderten Wesen ihres Mannes aufs tiefste betroffen, wurde immer scheuer und stiller, immer mehr zog sie sich in sich selbst zurück. Umsonst grübelte sie, was wohl der Grund dieser traurigen Veränderung sei. Sie fand nur den einen, daß ihres Gatten Liebe erkaltet, daß er in ihr nicht das gefunden, was er gehofft, ja daß er seine Vermählung mit ihr bereue! Das drückte sie nieder. Was von einer Frau mit der Ueberzeugung gegenseitiger Liebe wohl das natürlichste gewesen wäre, durch verdoppelte Zärtlichkeit den Gatten aus seiner trüben Stimmung empor zu reißen, oder ihn offen zu fragen: „Was hast Du gegen mich?" das war Hedwig, in deren Herzen sich eben die ersten wärmeren Gefühle für den Gatten zu regen begannen, unmöglich. Mit ängstlicher Scheu vermied sie jedes Wort, jede Handlung, die auf eine erwachende Neigung hätte hindeuten können, glaubte sie sich doch verschmäht, ein Gegenstand der Abneigung! Auf diese Weise ward die Stimmung zwischen den beiden Gatten immer kühler und immer bedenklicher.

Der Professor fand sich in seiner Erwartung getäuscht, in seiner Gattin Herzen ein wärmeres Gefühl für seine Person zu wecken, das machte ihn mißmutig und unwillig. Schon öfter war hier und da ein bitteres, heftiges Wort gefallen, das der Professor zwar schon in der nächsten Sekunde bereute, welches er aber auch nicht zurücknehmen mochte. Warum sollte er denn immer der entgegenkommende Teil sein? War Hedwig nicht sein Weib, hatte er nicht gerechte Ansprüche auf ihre Zärtlichkeit? Warum war sie so herb und kalt? Sie hatte doch gelobt, ihn zu lieben. Wo aber war denn Liebe? „Aber," sagte sich der Professor im nächsten Augenblick, „läßt sich denn Liebe erzwingen? Ja!" beantwortete er gleich darauf diese Frage: „Diejenige Liebe wenigstens, die sie mir als ihren Gatten, den sie achten kann, zu geben schuldig ist. Etwas weniger kühle Zurückhaltung, ein klein wenig mehr freundliches Entgegenkommen! Sie müßte mir zeigen, daß meine Gegenwart ihr nicht unangenehm ist, daß sie sich freut, wenn ich nach Hause komme."

Daß Hedwig mit ängstlicher Spannung auf ein zärtlich-gütiges Wort aus seinem Munde wartete, fiel ihm nicht im Traume ein; er glaubte sich ungeliebt, und dieser Glaube machte ihn tief unglücklich. In seiner dadurch erzeugten Erregung hatte er heute Worte fallen lassen, welche Hedwig aufs tiefste verwunden mußten.

Was sollte er nun thun? Hedwig abbitten? Das wäre wohl das richtigste gewesen; aber einesteils war es sein Stolz, der ihn davon abhielt; vor einer Frau, die ihn nicht liebte, sollte er sich demütigen, und dann — der Professor dachte nur mit tiefem Erschrecken daran, — mußte es bei solcher Aussprache zu Erörterungen kommen, und wenn Hedwig ihm dann gestand, daß sie sich geirrt in ihrer Annahme, ihn lieben zu können, was dann? War dann nicht alles aus zwischen Hedwig und ihm? O, nur dies nicht! Trotz aller vermeintlichen Stärke fühlte er sich hier doch schwach, unendlich schwach!

Während nun der Professor in höchster Unbehaglichkeit in seinem Zimmer weilte, sich immer aufs neue vorzuhalten strebte, wie seine zweite Ehe ihm das nicht gebracht hatte, was er doch so sicher gehofft, einen ruhigen, still beglückten Lebensabend, war Hedwig zu dem Schlusse gekommen, offen und ohne Rückhalt mit ihrem Gatten zu sprechen. Und wenn er ihr gestand, daß er sie nicht liebte, daß er sich in ihr getäuscht, dann wollte sie ihn bitten, ein Band zu lösen, das in diesem Falle doch nur eine Fessel für beide Teile sein konnte. Sie raffte deshalb all ihren Mut zusammen und ging hinüber in das Zimmer ihres Gatten.

„Albert," sagte sie nach der ersten Begrüßung, „Albert, ich wollte Dich bitten, mir offen zu sagen, was Du gegen mich hast? Du bist mißmutig und übellaunig, hast Du Aerger gehabt, oder glaubst Du Grund zur Unzufriedenheit mit mir zu haben? Und doch," fuhr sie nach einer Weile fort, in der sie vergebens auf Antwort gewartet, „wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß ich Dich gekränkt, oder etwa durch Hintenansetzung meiner Pflichten Dir ein Recht gegeben, mir zu zürnen. Sprich es endlich aus, ein begangener Fehler, sobald man ihn kennt, läßt sich leicht verbessern."

„Und das wolltest Du, Hedwig?" fragte der Professor endlich, „Du wolltest den Fehler, dessen ich Dich zeihe, gut machen, das heißt, nicht mehr in denselben verfallen."

„Gewiß, Albert, mit Freuden, sobald Du ihn mir genannt, und mir sagst, was Du von mir wünschest."

Einen Augenblick leuchtete es freudig auf in den Zügen des Mannes, dann aber zuckte er zusammen. „Kann man die Liebe erzwingen?" ging es durch seine Seele.

„Sprich," drängte Hedwig.

Er faßte ihre Hand. „Wird Dein Wille auch genügen, Hedwig? Der gute Wille ist nicht immer allein im stande, auszuführen, was wir wünschen."

„Warum so wenig Vertrauen zu Deinem Weibe, Albert?"

„Mein Weib? O Hedwig! wärest Du mein Weib!"

„Albert!"

„Dem Gesetz nach bist Du es, aber auch dem Herzen nach?"

Hedwigs Antlitz überflog dunkle Glut.

„Siehst Du, Hedwig, Du kannst meine Frage nicht bejahen. Ach, und ich hätte mit so wenigem vorlieb genommen, nur nicht dieses fremde, kalte Wesen, wie zwei Menschen, die sich auf der Gotteswelt weiter nichts angehen, und die nur ein beliebiger Zufall für kurze Zeit zusammengeführt hat."

„Habe ich es an Aufmerksamkeit fehlen lassen, Albert? Ich befürchtete, Dir lästig zu fallen, Du warest in letzter Zeit so wortkarg, ja zuweilen von abschreckender Kälte.“

„Aber merktest Du denn nicht, daß dies nur verwundeter Stolz war, der mich nicht länger um Liebe betteln ließ?“

„Du liebst mich noch, Albert?“ Es war ein halb frohlockender, halb bittender Ton, der den Professor bewog, seine Gattin etwas schärfer darauf anzusehen. „Wäre es denn möglich?“

„Heute mehr denn je, konntest Du denn daran zweifeln, Hedwig?“

Sie schmiegte sich an ihn, und sah mit einem unbeschreiblichen Blick zu ihm auf. Dankbarkeit, Liebe, Glück, alles, alles lag in diesem Blick. Und der Professor mußte sich wohl auf die Enträtselung desselben verstehen. Er zog Hedwig an seine Brust und küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund. „Meine Hedwig, mein Weib! Jetzt erst bist Du mein, denn Du liebst mich!“

„Ja, Albert, ich liebe Dich!“

„Aber, wie ist dies nur so plötzlich gekommen, meine Hedwig? Ich wähnte, Du fühltest Dich unglücklich an meiner Seite und betrauertest die verlorene Freiheit?“

„Ich liebe Dich ja schon lange, mein Albert, ich wagte es nur nicht zu gestehen, ich empfand tief und schmerzlich Deine Kühle, Deine Entfremdung. Es ist über mich gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Auch ich kann mit dem Dichter sagen: ‚Und spät stahl sich die Liebe mir ins Herz, ob früh, ob spät, es ist dasselbe Entzücken und derselbe Schmerz‘.“

„So bist Du glücklich als mein Weib?“

„In Deiner Liebe, mein Albert!“

Am See.

Sieh dort am Seegestade
Ein abgeleg'nes Haus,
Davor ein stiller Garten,
Geht niemand ein und aus.

Da drinnen liegt im Stübchen
Ein fieberkrankes Kind,
Am Bettchen Vater, Mutter
Gar still beisammen sind.

Da kam es durch die Bäume
Wie ein gelindes Weh'n;
Ich höre stilles Weinen —
Nun ist es wohl geschehn!

Georg Jäger.

In einem Volkstheater Venedigs.

Skizze von D. Colonius. (Nachdruck verboten.)

Wenn man von der Piazetta, der Verlängerung des Markusplatzes, aus über die Hauptstation der venetianischen Gondeln schreitet und die elegante Riva dei Schiavoni verfolgt, steht man nach wenigen Minuten vor einem kleinen, abenteuerlichen hölzernen Gebäude, das durch eine bescheidene Umfassung von der Straße getrennt ist. Der Raum zwischen Gebäude und Umzäunung ist mit geborstenen Bänken und mit einer Reihe hinfälliger Stühle ausgefüllt. — Die nach der Straße gekehrte Wand der kleinen Baracke wird durch einen Leinwand-Vorhang gebildet, dessen Malerei mit der Manier eines Tizian und Tintoretto äußerst wenig Gemeinschaft hat. Das Ganze ist ein Marionettentheater, das während des Tages öde und leer dasteht, am Abend aber ein eigentümlich lebhaftes Bild von mannigfaltigem Interesse gewährt.

Wolle der Leser sich unserer Leitung anvertrauen, er wird ein möglichst getreues Abbild der theatralischen Genüsse der niederen Volksklassen Venedigs empfangen. — Es ist Abend. Der schimmernde Mond, der bekanntlich nie da fehlen darf, wo es sich um Venedig handelt, und der dieser alten Zauberstadt erst ihr eigentliches märchenhaftes Gepräge aufdrückt, spiegelt sich in dem silberglatten Meere ab, das linde Kühlung über das von der Tagessonne ausgedörrte Ufer fächelt. Schon in beträchtlicher Entfernung vom Theater vernehmen wir ein absonderliches, entfernt an Musik erinnerndes Getöse. Das Orchester des Theaters spielt die Ouvertüre. Wir nähern uns dem Billet-Schalter, lösen für wenige Centesimi eine Karte zum ersten Platz und lassen uns vom Kassier, dem wir durch die Lösung eines ersten Rang-Billets unbegrenzte Hochachtung eingeflößt zu haben scheinen, unsern Sitz anweisen. Der erste Rang ist zum größten Teil mit jungen Damen der unteren Stände angefüllt. Unter ihnen bemerken wir beachtenswerte Schönheiten; mit unnachahmlicher Koketterie verstehen sie den Fächer zu gebrauchen, der in ihren Händen nie ruht und durch die Art und Weise, wie sie damit das Gesicht bald ganz, bald halb zu beschatten wissen, nicht wenig dazu beiträgt, die verführerischen Wesen noch gefährlicher zu machen. Außer ihnen sehen wir junge und ältere Herren auf dem vorderen Platze, die augenscheinlich nicht das Interesse für die schauspielerischen Leistungen der Riva dei Schiavoni herbeizog. Wenigstens vermuten wir das aus dem Umstande, daß sie ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Spiel der eben erwähnten Fächer richten. Endlich gesellen sich den letzteren Fremde zu, die das Theater in der Absicht besuchen, Studien über das venetianische Volksleben anzustellen. Die hinteren Reihen gewähren ein buntes, gemischtes Bild; Matrosen, venetianische Straßenjungen mit kecken, hübschen Gesichtern und ihrem glänzend schwarzen, ungeordnet auf die Stirn fallenden Haar, Lastträger, alte venetianische Weiber mit markierten hageren Zügen und bärtigen Oberlippen — alles das füllt in bichtem Gewirr die hinteren Plätze.

Das Orchester ist das eigentümlichste, welches wir je sahen; eine Trompete, eine Klarinette, eine Pauke und eine Drehorgel bilden die Kapelle und liegen mit gründlicher Verachtung dessen, was man Harmonie zu nennen pflegt, ihrem Geschäfte ob. Die Ouverture schließt mit einem dröhnenden Forte; nur die Klarinette, die, wie es scheint, um eine erhebliche Anzahl von Takten im Rückstande ist, fährt mit einem schmetternden Triller fort, bis sie ein zürnender Blick der Trompete, die zugleich das Amt eines Orchesterdirigenten versieht, an ihre Pflicht mahnt. Der Triller bricht mit einer grellen Dissonanz ab und der Vorhang rollt in die Höhe. — Die Rampe und das Proscenium sind mit kümmerlich glimmenden Oellampen bestellt; der Prospekt zeigt einen prächtigen Saal, die Seitenkulissen sind zum großen Teil aus einer tropischen Walddekoration entlehnt. Durch die Soffiten sieht man, da das Theater eines hermetisch verschlossenen Plafonds entbehrt, den silberfarbenen Himmel Venedigs. Die hölzernen Akteure tragen sämtlich Spuren des zerstörenden Einflusses der Zeit an sich. — Der Inhalt des Stückes ist ergreifend und auf höchst geübte Nerven berechnet. Es handelt sich darin um einen barbarischen Spekulanten, der in einer böhmischen Stadt das Geschäft eines Speisewirtes betreibt. In Erwägung der hohen Fleischpreise gerät er auf die verwerfliche Idee, Menschen zu fangen und zu Koteletts, Ragouts und ähnlichen Gerichten zu verarbeiten. Nachdem zu diesem Zwecke der größte Teil der handelnden Personen aus der Tragödie verschwunden, kommen durch die Bemühungen eines Jünglings, dem seine Geliebte von dem entmenschten Restaurateur entfremdet worden, die Schandthaten des industriellen Bösewichts an das Licht der Sonne, und wird, damit ihn die gerechte Strafe treffe, vor den Gouverneur geführt.

Bis soweit war der Gang der Tragödie gediehen, als ein fürchterlicher Skandal auf den hinteren Zuschauerplätzen unsere Aufmerksamkeit von der Scene ablenkte. Eine Zahl von Matrosen war mit einem Haufen Tagedieben in Streit geraten, der schließlich in eine allgemeine Prügelei ausartete. „Hallunke! Dieb!“ tönte es hin- und herüber, während es auf allen Seiten kräftige Hiebe regnete. „Hilfe!“ kreischten die Weiber, die ihre Anbeter in den Kampf verflochten sahen und sich vergeblich abmühten, die streitenden Reihen zu trennen. Was die Stimme der Liebe nicht vermochte, erreichte die energische Einsprache der heiligen Hermandad, die nach lebhaften Debatten, und nachdem zwei oder drei der Rädelsführer entfernt worden, Ruhe stiftete.

Die Tragödie nahm ihren Fortgang. — Der Gouverneur, ein zweiter Daniel, wußte den Bösewicht durch Kreuz- und Querfragen, durch Drohungen und eindringliche Ermahnungen dergestalt einzuschüchtern, daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als ein offenes Geständnis abzulegen. Der fünfte Akt zeigte den blutdürstigen Unmenschen im Kerker; der Henker, ein scharlachroter, auffallend schlottriger Herr, dem durch irgend einen Unfall seine hölzerne Nase abhanden gekommen, erschien, den Verbrecher auf das Schafott zu führen. — Verwandlung und Schlußgruppe. Von einer blauen Flamme beleuchtet, feiert der tugendhafte Liebhaber das Fest der Wiedervereinigung mit seiner Auserkorenen, die durch einen glücklichen Zufall lebend in der Behausung des entlarvten Verbrechers aufgefunden worden; aus den Soffiten schwebt ein krummbeiniger Genius herab, der schützend seine Arme ausbreitet. Im Hintergrunde legt der Verurteilte sein Haupt auf den Block, während der scharlachrote Henker, dem die fehlende Nase einen schauerlich-dämonischen Anstrich verleiht, das Beil in der gehobenen Rechten, sich anschickt, seine Schuldigkeit zu thun.

Schnee und Schneekrystalle.

Bekanntlich führt unsere Atmosphäre immer Wasserdampf, meistens auch Wasserdunst, in geringerem oder höherem Grade in sich, was man mit dem jeweiligen Feuchtigkeitsgehalt der Luft bezeichnet. Wird der Feuchtigkeitsgehalt sehr groß, dann ballen sich die winzigen Wasserbläschen zusammen, bilden schließlich einen Tropfen und fallen als Regen zur Erde nieder. Sinkt nun die Temperatur unter den Gefrierpunkt, so muß notwendigerweise der in der Luft enthaltene Wasserdampf gefrieren und er schwebt nun in Form von Eiskrystallen in der Atmosphäre. — Da nach neueren Beobachtungen in den höchsten Luftschichten immer eine Temperatur, die weit unter Null liegt, vorhanden ist, so befinden sich dort immer Eiskrystalle in der Luft, wenn sie auch ihrer Feinheit und Durchsichtigkeit wegen von der Erde aus nicht gesehen werden können. Die untere Grenze dieser Schicht ist dort, wo die Lufttemperatur Null Grad beträgt, und diese Grenze nennt man die Isothermfläche Null. Sinkt in der kalten Jahreszeit die Isothermfläche Null immer tiefer, bis auf den Boden hinab, so muß jeder Niederschlag in Form fester, gefrorener Körper auf den Boden herabkommen, und zwar hauptsächlich in der Form der Schneekrystalle, die als Schneeflocken oder Graupelkörner herabfallen. — Betrachten wir eine Schneeflocke genauer, so gewahren wir, daß sie aus einer Masse unregelmäßiger, kantiger Körper besteht, die lose zusammengeballt, die Flocke bilden, die wegen der vielen lufthaltigen Zwischenräume, die sie einschließt, die bekannte weiße Farbe aufweist. Es sind unvollkommen entwickelte oder zertrümmerte Eiskrystalle, die durch fortwährende Verdichtung von Wasserdämpfen größer werden, sich aneinanderfügen und beim Herabfallen durch die unteren Luftschichten sich noch vergrößern; ballt der Wind außerdem die einzelnen Teile noch mehr zusammen, so entstehen sehr große Flocken, wie wir sie bei manchen Schneefällen beobachten können. Die Graupelkörner bestehen ebenfalls aus zertrümmerten und unvollkommenen Schneekrystallen, die aber bedeutend dichter und fester zusammengeballt sind und so einen ziemlich festen Körper bilden. Regelmäßige Schneekrystalle können wir bei diesen beiden Formen sehr selten oder gar nicht beobachten. Die Ausbildung der regelmäßigen Krystalle geht in der Atmosphäre nur unter bestimmten Umständen vor sich, die Luft ist gewöhnlich ruhig und die Temperatur ist meist ziemlich bedeutend unter den Gefrierpunkt gesunken. Die Luft enthält naturgemäß jetzt nur wenig Wasserdampf und der spärliche Niederschlag gelangt in Form von Schneekrystallen zur Erde. Die Schneekrystalle gehören dem drei- oder einachsigen oder hexagonalen System an und man unterscheidet in der Hauptsache drei Formen, eine aus feinen, höchst wahrscheinlich sechsseitigen Nadeln bestehend, die sich zu den zierlichsten und mannigfaltigsten sternförmigen Figuren gruppieren, während die andere Form aus sehr dünnen, sechsseitigen Blättchen oder Täfelchen besteht, die ebenfalls die verschiedenste Gruppierung zeigen. Bei allen Schneekrystallen herrscht die Form des Sechsecks vor und wir finden bei ihnen nur Winkel von 60 oder 120 Grad. Die aus den Nadeln zusammengesetzten Schneekrystalle fallen gewöhnlich bei einer nicht weit unter dem Nullpunkt liegenden Temperatur, während die Blättchen und Täfelchen bei großer Kälte sich zeigen. Ist das Wetter klar und windstill, so treten

die Krystallformen am reinsten auf, bei windigem Wetter werden die zarten Gebilde durcheinander gewirbelt und zerbrochen. Die im Winter oft beobachteten großen Ringe um Sonne oder Mond bestehen gewöhnlich aus Eisnadeln, während die außerordentlich hoch ziehenden irisierenden Wolken auf das Vorhandensein der Eistäfelchen in der Atmosphäre hindeuten. (Natur u. Haus.)

Unsere Bilder.

Wilhelm Heinrich v. Riehl ist am 15. November v. J. in München gestorben. Der berühmte Kulturhistoriker war am 6. Mai 1823 zu Biebrich geboren und wirkte, nachdem er zuerst journalistisch thätig war, seit 1853 an der Universität München. Dauernder Ruhm von Riehl wird es bleiben, daß er als der Erste die Deutschen zur Betrachtung ihrer eigenen Kultur zurückgerufen hat und uns die eigene Heimat in der Ergründung des Volkstums erschlossen hat. Sein 1851 erschienenes Buch „Die bürgerliche Gesellschaft" war von tiefgreifenden Folgen, die weit über einen lediglich litterarischen Erfolg hinaus gingen.

Das Anzengruber-Denkmal. Auf dem Wiener Centralfriedhofe erhebt sich das von Johann Scherpe geformte, für das Ehrengrab des Dichters bestimmte Anzengruber-Denkmal. Es hat die Form eines Bildstöckls, an dem mit dem Ausdrucke tiefsten Leides eine junge Bauerndirne lehnt, in der Linken den Rosenkranz, die Rechte vor die Augen gepreßt, um die Thränen zu verbergen. Das Ganze wirkt poetisch und ergreifend.

Boot in Sicht! Die Menschen hat nicht die Neugierde hinausgeführt an das wildbrandende Meer, und nicht diese hält sie dort fest, als die Wogen sich zu glätten beginnen. Vor dem Sturm — er kam herauf plötzlich und unerwartet — war eines der Boote mit wenig Bemannung hinausgefahren: welches Geschick war ihm geworden? Das war die bange Frage, die die Gemüter mächtig ergriff, die die Menschen — Männer und Frauen und Kinder — hinaustrieb an den Strand und ausschauen ließ in banger Furcht. Aber: Boot in Sicht! Auch die Freude läßt die Herzen erzittern.



Auch ein Grund.

Erster Sonntagsjäger: „Warum schießt Du denn nicht, dort läuft ja ein Hase?"
Zweiter Sonntagsjäger: „Will meinen Leidensgefährten nicht kränken. Er hat, wie ich sehe, auch Rheumatismus in den Beinen."

Allerlei.

Eine sparsame Frau. „Es fällt mir schwer, Dir die Mitteilung zu machen, meine finanziellen Verhältnisse aber haben sich derartig verschlechtert, daß Du dich wohl in Deinen Toiletten-Ausgaben etwas einschränken könntest!" — „Gewiß! Um einen Anfang zu machen, will ich mir morgen gleich ein halbes Dutzend ganz einfache Toiletten bestellen!"

Unerklärlich. Schauspieler (dem ein Apfel an den Kopf fliegt, während er an einem Bauernhof vorbeigeht): „Nanu, der ist ja noch gar nicht faul!"

Ein Staatsrat auf dem Kutscherbock. Im Jahre 1868 ist in Petersburg der Leibkutscher des Kaisers Nikolaus von Rußland, Staatsrat v. Bebutow, gestorben. Er ist dadurch besonders berühmt geworden, daß er den Zaren das letztemal in dessen Leben, als ihm die drohenden Gewitterwolken in der Krim klar wurden, auf einem Schlitten von dem Winterpalaste nach dem Kriegsrate fuhr. Unterwegs erkältete sich der furchtbar aufgeregte stolze Zar, wie man sagt, absichtlich durch Aufschlagen der Kleider, und verfiel darauf in eine schwere Krankheit, welche nach kurzer Dauer seinen Tod zur Folge hatte. — Bebutow starb als kaiserlich russischer Staatsrat, die höchste Stufe, die ein russischer Kutscher — auch diese, wenn sie bei Hofe angestellt sind, rangieren mit den Beamten — erreichen kann. Der russische Staatsrat steht im Range eines Brigadegenerals. St.

Der stumme Ritter. Zur Zeit Franz I. ward ein tapferer französischer Ritter, Namens Beauregard, in der Schlacht bei Pavia gefangen genommen; er verliebte sich in der Gefangenschaft in eine höchst reizende Italienerin, Namens Aurelia, und bat um ihre Hand. — Die Italienerin, die französische Flatterhaftigkeit und Wandelbarkeit wohl kennend, lehnte den Antrag ab. Der Ritter dagegen war nicht von seiner Liebe abzubringen und ging willig ein, daß die schöne Geliebte zur Prüfungszeit ein halbes Jahr Stummsein verlangte. Beauregard kam nach Paris zurück und war stumm. Kein Arzt konnte helfen. Beauregard wollte nicht einmal etwas von ihren Arzneien wissen. Auch der wieder in Freiheit gesetzte König Franz bedauerte tief das den braven Ritter betroffene Unglück, und sandte seine geschicktesten Aerzte zu ihm. Beauregard brauchte ihre Medikamente, aber vergebens. In der Besorgnis nahm Franz, dessen Teilnahme übergroß war, selbst zu Charlatans und Zauberinnen seine Zuflucht, und ließ dergleichen kommen, woher es auch war. — Siehe, da fand sich eines Tages eine der letzteren, und vermaß sich, sie wollte den Ritter mit einem einzigen Worte reden machen. Man ließ sie eilends vor, und sie sagte: „Rede!" — Da ward Beauregard entzaubert, denn es war Aurelia. — Franz stattete das glückliche Paar glänzend aus. St.

Gemeinnütziges.

Weiße Schildläuse an Oleander suche man durch Abwaschen mit Seifenwasser oder Quassiaholzabkochung zu entfernen.

Aufbewahrung von Beerenwein. Versuche haben ergeben, daß in kleinen Fäßchen die süßen, alkoholreichen Beerenweine ihren Zuckergehalt nicht behalten, sondern ihn beim Nachgähren verlieren, ohne daß sich die dem ursprünglichen Zuckergehalt entsprechende Menge Alkohol bildet. Die Folge davon ist, daß solche Weine schwächer werden und bald einen unangenehmen Geschmack annehmen. Mithin sind Fässer nur dann zur Lagerung geeignet, wenn deren Größe sowie Weinvorrat mindestens 300 Liter beträgt; kleinere Weinmengen werden besser in Glasballons aufbewahrt. Um den bei Glasballons ausgeschlossenen, zur Entwickelung des Weines aber erforderlichen Luftzutritt zu schaffen, müssen dergestalt aufbewahrte Weine öfters umgestochen werden.

Ein erprobtes Hausmittel gegen Druse der Pferde ist doppelkohlensaures Natron, ein Theelöffel voll morgens auf das Futter gegeben.

Blind gewordene Fensterscheiben werden gereinigt, indem man einen wollenen Lappen mit Leinöl tränkt, die Scheiben damit abreibt und hierauf mit einem trockenen, wollenen Lappen oder mit Löschpapier sorgfältig nachputzt, bis nicht die geringste Spur von Fettigkeit auf den Scheiben mehr zurückbleibt.

Ueber den Mittagsschlaf kleiner Kinder. Leider ist die Gepflogenheit, kleine Kinder, welche am Nachmittage schlafen sollen, angekleidet in ihre Betten zu legen, vielfach verbreitet. In den meisten Fällen liegt die Ursache an der Bequemlichkeit, das Kind aus- und anzuziehen. Wüßte die Mutter, wie schädlich diese Gewohnheit ihrem Liebling ist, so würde sie das Ausziehen gewiß nicht unterlassen. Das Kind, welches in seinen Kleidern geschlafen hat, wacht, vom Schweiße erschöpft und ermattet, auf. Anstatt sich nach dem Schlafe erfrischt zu fühlen, ist es mißlaunig. Die oft nur gelockerten, nicht einmal gelösten Bänder und Knöpfe haben während des Schlafes die Unterleibs- und Brustorgane gepreßt, an ihrer freien Bewegung gehindert, das Atmen und die Verdauung erschwert. Deshalb ist es Pflicht der Mütter, die Kinder stets ihrer Kleider vor dem Zubettegehen zu entledigen, beziehungsweise dies denjenigen, welchen die Kinder anvertraut sind, anzubefehlen.

Charade.

Die Erste giebt's in jedem Haus,
Doch nicht in Wald und Wiese drauß!
Die Zweit' dir unentbehrlich ist,
Sobald du Mann geworden bist.
Zu innigstem Verband gedrängt,
Die Zweite an der Ersten hängt.
Und so vereint sind beide
Doch immer nur die Zweite.

L. R.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

Raub, Ulrike, Dalmatien, Operation, Levi, Feiertag, Versailles, Olive, Normannen. — Rudolf von Bennigsen.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.